



Tod und Vergänglichkeit

Predigt beim Gottesdienst zur Eröffnung der Ausstellung „Über die Schwelle“ von Haruko Maeda (im Rahmen der kirchlichen Projekte zum Kulturhauptstadtjahr 2024)

18. Februar 2024, Pfarrkirche Hallstatt

Todesfeld Krieg

Am 28. Juli 1914 unterschrieb Kaiser Franz Josef in Bad Ischl, also in dieser Region, die Kriegserklärung an Serbien. Dieser Krieg löste unsagbares menschliches Leid und den Tod von Millionen Menschen aus. Benedikt XV. beklagte diesen Krieg als „Selbstmord des zivilisierten Europas“, als „Menschenschlächtere“, als „entsetzliches Blutbad“: „Die schönsten Gegenden Europas, dieses Gartens der Welt, sind mit Leichen und Ruinen besät. Ihr tragt vor Gott und den Menschen die entsetzliche Verantwortung für Frieden und Krieg.“¹ Der Erste Weltkrieg, die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, kam nicht aus heiterem Himmel, sondern wurde lange in den Köpfen, in der Politik und in der Kultur und Wissenschaft, in der Wirtschaft und auch in der Religion vorbereitet. Wie viele Menschen damals, auch Intellektuelle, sprachen von einer „Hygiene des Krieges“, vom Krieg als „Reinigung des Gewissens“, von „Läuterung“, um moralische Probleme einer Gesellschaft zu lösen. Manche sahen den Krieg als eine Notwendigkeit nach Jahrzehnten des Friedens, um den Niedergang einer Gesellschaft aufzuhalten. Oft erschien der Krieg gleichsam wie ein chirurgischer Eingriff, der freilich Leid mit sich bringt, aber den Frieden wiederherstellen soll. Der Krieg wurde Teil des Bewusstseins und des Denkens, er wurde zu einer Un-Kultur und Mentalität, noch bevor er ausbrach. Der Krieg und damit der Tod verschaffte sich häufig Raum durch die Gleichgültigkeit vieler.

Der Erste Weltkrieg zerbrach tradierte Wissenssysteme auf fast allen Feldern. Das betraf den „Geist“. Wo vorher das „Reich“ stand, war jetzt ein Trümmerfeld, wo vorher „Geist“ stand, waren es jetzt Gruppen, Egoismen, Interessen. Das betraf auch „Gott“. Gott? Zu ihm hatten viele gebetet. Das Ausmaß der Katastrophe stand in keinem vernünftigen Verhältnis zu einem Gott unterstellten Willen des Guten und Gerechten. War Gott im Krieg abwesend? Der Geschichtsverlauf konnte nicht mehr als Demonstration göttlichen Handelns in Anspruch genommen werden. Nicht mehr Geschichtstheologie, sondern existenzialistische Theologie: Gott vielleicht noch im Augenblick.

Tod in der Natur

Im Jahr 1954 kamen am Dachsteinmassiv zehn Schüler und drei Lehrer aus Heilbronn in einem Schneesturm ums Leben. Natürlich ist die Landschaft im Salzkammergut faszinierend. Die Berge und die Seen, die Flüsse, die Wälder und die Gletscher haben eine große Anziehungskraft. Die Schöpfung lässt uns etwas von der Schönheit, von der Größe Gottes erahnen. „Vollendet ist das große Werk, Der Schöpfer sieht's und freuet sich. Auch unsre Freund' erschalle laut, Des Herren Lob sei unser Lied!“ So heißt es im Libretto von Haydns „Schöpfung“. – Aber ist die Natur nicht auch ein „ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer“? (Goethe) Hochwasser, Überflutungen – damit verbunden Muren, Erdbeben,

¹ Papst Benedikt XV. in seiner „Exhortatio“ vom 28. Juli 1915.

Felsstürze – zählen zu jenen Katastrophen, die in Österreich regelmäßig auftreten. Was kümmert die Natur des Menschen Los? Klimawandel bzw. die Klimakrise betreffen einen Kern der weltweiten Krise. Die Klimakrise ist eine Frage auf Leben und Tod. Entscheidend ist es, so Papst Franziskus, ganzheitliche Lösungen zu suchen, welche die Wechselwirkungen der Natursysteme untereinander und mit den Sozialsystemen berücksichtigen. Es gibt nicht zwei Krisen nebeneinander, eine der Umwelt und eine der Gesellschaft, sondern eine einzige und komplexe sozio-ökologische Krise.²

Vernichtung durch Arbeit

Menschliche Arbeit ist die Realisierung unsres Schöpfungsauftrags. Arbeit ist ein wesentlicher Faktor unseres Lebens. Viele Menschen sind stolz auf ihre Arbeit, trotz mancher Belastungen und Anstrengung. Arbeit ist sinnstiftend. Energie und Fähigkeiten werden in eine Tätigkeit eingebracht. Arbeit ist wichtig für die eigene Identität und das Selbstbewusstsein. Arbeit ist aber auch mit Schweiß und Mühsal verbunden. Und das ist mit dem Tod eine Folge der Sünde. Arbeit kann gesund, aber auch krank machen.³ In früheren Zeiten haben die Arbeitsbedingungen in bestimmten Bereichen zu einer größeren Sterblichkeit bzw. zu einer viel geringeren Lebenserwartung geführt. Heute handelt es sich beim Tod durch Überarbeitung um stressbedingte Hirnschläge, Herzinfarkte oder Suizid. Besonders gefährdet sind Männer im mittleren Alter und in Führungspositionen. Doch mittlerweile sind auch immer mehr junge Menschen sowie Frauen betroffen. Entfremdungsphänomene finden sich in der Arbeit. Viele Personen üben Tätigkeiten aus, deren Sinn für die Gesellschaft sich nicht erschließt – abgesehen vom reinen Verdienst oder Profit. Das ist z. B. der Fall, wenn Dinge produziert und mit Hilfe von Werbung vertrieben werden, die eigentlich niemand benötigt, die schnell kaputtgehen und auch unkonsumiert weggeworfen werden.

Arbeitsverhältnisse sind teilweise fremdbestimmt. Und Arbeitsbedingungen führten z. B. zu einer Verringerung der Lebenserwartung, nicht zuletzt in den Bergwerken. Es gab und gibt auch Vernichtung durch Arbeit: Der Begriff wurde für das nationalsozialistische Lagersystem geprägt. Das Konzept der Vernichtung durch Arbeit wurde auch in den Lagern anderer totalitärer und diktatorischer Systeme angewandt. – Insgesamt 27.000 KZ-Häftlinge mussten im KZ-Außenlager Ebensee Zwangsarbeit verrichten. Die Gefangenen mussten unter widrigen Bedingungen Schwerstarbeit beim Stollenbau leisten und wurden von besonders gewalttätigen Bewachern schikaniert. Nach dem Eintreffen großer Evakuierungstransporte verschlechterte sich die ohnehin äußerst mangelhafte Grundversorgung noch weiter. Mehr als 8.100 Häftlinge kamen im Außenlager Ebensee ums Leben.

Tod und Freiheit?

Bei der „Goiserer Krawatte“ handelt es sich um keine spezielle Trachtenkrawatte, sondern unter der Goiserer Krawatte versteht der Volksmund den Strick, den sich der Lebensmüde überstreift, um sich zu strangulieren.⁴ Jean Améry, österreichischer Schriftsteller, geboren 1912, emigriert 1939 nach Belgien, nahm an der Widerstandsbewegung teil, 1943 verhaftet,

² Papst Franziskus, Enzyklika *Laudato si*. Über die Sorge für das gemeinsame Haus, Vatikan Juni 2015, 139.

³ Vgl. dazu Mental health und Arbeitswelt. Mental health in the Work Environment, in: *Imago Hominis*. Quartalschrift für Medizinische Anthropologie und Bioethik 21 (2/2014).

⁴ Stefanie Elisabeth Auffanger, *Goiserer Krawatte*. Kriminalroman, Auffanger Verlag 2014.

2 Jahre KZ, starb 1977 durch „Freitod“⁵. Jean Améry sieht im Freitod ein Privileg des Humanen (52). Wer aber Hand an sich legt und an die Schwelle des Freitods tritt, konstituiert sein Ich, seine Freiheit, er führt wie niemals zuvor mit seinem Körper, seinem Kopf, seinem Ich den großen Dialog (74). Letztlich sieht Améry im Freitod einen Weg in die Freiheit: „Aber der Freitod ist da und nimmt uns heraus, erlöst uns vom Sein, das zur Last wird, und vom existieren, das nur noch Angst ist.“ (131)

In den Urteilen des EUGH aus den letzten Jahren wird die selbstbestimmte Verfügung über das eigene Leben als Ausdruck autonomer Persönlichkeitsentfaltung gesehen.⁶ Die Menschenwürde wird „mit prinzipiell unbeschränkter individueller Selbstbestimmung“ gleichgesetzt. Auslegung der Menschenwürdegarantie „im Sinne schrankenloser Autonomie und Selbstverfügung“ und diese unbeschränkte individuelle Selbstbestimmung erhält den Vorrang. Selbstbestimmtes Sterben unter Mitwirkung Dritter wird in den Rang einer letztgültigen Verwirklichung von Freiheit und Würde zu erheben.

Menschliche Entscheidungen werden jedoch von gesellschaftlichen und kulturellen Faktoren beeinflusst. Es besteht die Gefahr, dass die bedingungslose Anerkennung selbstzwecklichen Daseins durch sozialen Druck in Rechtfertigungsnot gerät. Verkürzter Freiheitsbegriff: Das zentrale Argument der Euthanasiebefürworter, die Berufung auf die Autonomie des Menschen, ist „philosophisch inkonsistent“. Menschliche Freiheit erschöpft sich nicht in „Autarkie“. Jeder Mensch ist bereits eingebettet in zwischenmenschliche Verhältnisse der Fürsorge und der Verantwortung für den Nächsten.

Der technische Tod

Ivan Illich: „Die unpersönlichen Rituale der industrialisierten Medizin schaffen ein Surrogat für die Einigkeit der Menschheit. Sie verpflichten alle auf das Modell eines ‚wünschenswerten Todes‘, indem sie den Tod im Krankenhaus als Ziel der ökonomischen Entwicklung propagieren. ... Die Erwartung des medikalisierten Todes zwingt die Reichen zu unbegrenzten Versicherungsprämien und lockt die Armen in eine vergoldete Todesfalle. ... Durch die Medikalisierung des Todes hat sich die Gesundheitspflege zu einer monolithischen Weltreligion entwickelt. ... Neuerdings ist der Mensch tot, wenn das Elektro-Enzephalogramm anzeigt, dass die Gehirnwellen abflachen: er tut nicht mehr seinen letzten Atemzug, er stirbt nicht mehr, weil sein Herz stillsteht. Der sozial anerkannte Tod tritt ein, wenn der Mensch nicht nur als Produzent, sondern auch als Konsument nutzlos geworden ist. ... Die Medikalisierung der Gesellschaft beendet die Epoche des natürlichen Todes. Der westliche Mensch hat das Recht verloren, beim letzten Akt selbst Regie zu führen. Gesundheit, die autonome Kraft der Lebensbewältigung, ist bis zum letzten Atemzug enteignet. Der technische Tod hat den Sieg über das Sterben davongetragen. Der mechanisierte Tod hat alle anderen Tode besiegt und vernichtet.“⁷

⁵ Jean Améry, Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod, Stuttgart 1983.

⁶ Vgl. dazu Eberhard Schockenhoff, Selbstbestimmtes Sterben als unmittelbarer Ausdruck der Menschenwürde? Zum Suizidassistenten-Urteil des BVerfG vom 20. Februar 2020, in: IkaZ (Communio) 49 (2020) 408-417.

⁷ Ivan Illich, Tod contra Tod, in: Hans Ebeling (Hg.) Der Tod in der Moderne, Frankfurt a. M. 1984, 184-209.

Sterben Zahlen?

Für die Medien sind nicht selten quantitative Zahlenangaben von besonderem Darbietungswert, während qualitative Aussagen, z. B. über die spirituelle Dimension, über den ästhetischen Wert eines Kunstwerkes oder gar über die moralische Qualität bestimmter Handlungen nur schwer vermittelbar sind. Wie viele Tote bei einem Erdbeben, welche Stärke auf der Richterskala? Ein Erdbeben löst heute nicht mehr die Theodizeefrage aus wie das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755, sondern führt zu statistischen Nachforschungen und Vergleichen. Was wichtig ist, wird erschlossen über Kennziffern, Benchmarks und Rankings, nicht über die Sprache, auch nicht über Bilder. Die in der Moderne notwendig gewordene generelle Übersetzung von Wirklichkeit in Zahlen, macht es unwahrscheinlich, dass alle Dimensionen von Wirklichkeit gleichermaßen kommuniziert werden.

Logik und Mathematik können Totes festhalten, nicht aber Lebendiges verstehen. Die Magie der Zahl ist verbunden mit einer zunehmenden Sprachlosigkeit: abgeholt ist die Sprache der Sehnsucht, Worte für personale Begegnung und für den Glauben ausgeblutet oder durch das Vielerlei der unverbindlichen Rede verraten. Was ist mit dem Gesicht, mit dem Antlitz? Was mit der Zärtlichkeit und mit dem Eros, was mit der Schönheit, was mit dem Beten? Sind Zahlen arbeitslos? Haben Statistiken Probleme? Sterben Zahlen an Krankheiten?

Der Tod in der ersten, zweiten und dritten Person

Vladimir Jankélévitch (1903–1985)⁸ schrieb über den Skandal des Todes, der speziell in der oberflächlichen Gesellschaft der Gegenwart verdrängt wird. Jankélévitch unterscheidet drei Perspektiven auf den Tod, die von der ersten, zweiten und dritten Person entfaltet werden. Der Tod in der dritten Person ist der anonyme, abstrakte Tod, wie er häufig in Zeitungsannoncen zu finden ist. Da geht es um Zahlen und Statistiken, um wirtschaftliche und politische Fragen, um Lebenserwartungen und Todesraten. Ganz nahe geht das nicht. Der Tod in der zweiten Person betrifft das Ableben von nahestehenden Menschen, mit denen man einen Teil des Lebensweges absolviert hat. Aurelius Augustinus beschreibt im Buch IV seiner *Confessiones* den Tod seines Freundes bzw. die Erfahrung, die er selbst durch diesen Tod macht. Er weiß sich selbst mit seinem Freund eins, wie „eine Seele in zwei Leibern“, der Freund ist die Hälfte seiner Seele (Conf IV,6).⁹ „Meine Seele konnte nicht leben ohne ihn.“ (Conf IV,4) Er spürt, wie sehr sein Person-Sein durch den Freund konstituiert ist, so dass er dessen Tod als eigenes Mitsterben erfährt. Das Ich des Augustinus vor und nach dem Tod seines Freundes ist nicht mehr das gleiche. Er muss nach diesem Tod seine Identität neu finden. Im Tod des geliebten Menschen erfährt er seinen eigenen Tod, mit ihm wird er sich selbst entzogen. Er erfährt den Verlust jeglichen Halt am Leben, am Sein, absolute Haltlosigkeit, das Nichten des Nichts. Er sieht ein, dass er sein eigenes Leben falsch „angepackt“ hat. In seinem Freund ist die ganze Welt mitgestorben. ... Wir, die wir heute hier

⁸ Vladimir Jankélévitch, *Der Tod*. Übersetzt aus dem Französischen von Brigitta Restorff, Frankfurt a. M. 2005. – Er war Sohn russischer Einwanderer, die vor dem Antisemitismus ihrer Heimatstadt Odessa in Frankreich Zuflucht gesucht hatten. Studium an der École Normale, Promotion über Schelling, Dozent an der Prager Universität, 1938 Professur in Lille, die er 1940 verliert. Danach schließt er sich der Résistance an. Er konnte und wollte den Horror des NS-Regimes niemals hinter sich lassen. Verzeihen und Versöhnung lehnte er ab. „Das Vergessen wäre in diesem Fall eine schwere Beleidigung gegenüber denen, die in den Lagern gestorben und deren Asche für immer mit der Erde vermennt ist.“ Sekundär: Lucien Jerphagnon, *Ahnen und Wollen: Vladimir Jankélévitch*, Wien: Turia & Kant Verlag 2009.

⁹ Aurelius Augustinus, *Bekenntnisse*. Übersetzt, mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Kurt Flasch und Burkhard Mojsisch, Stuttgart 1989.



sind, haben solche Erfahrungen gemacht: den Tod des geliebten Menschen, des Ehepartners, des Freundes, der Eltern, der Oma, den Tod von Kindern ...

Der eigene Tod betrifft die erste Person; er betrifft unmittelbar, er verängstigt, denn „wer stirbt, stirbt allein, macht den einsamen Schritt allein, den niemand für uns machen kann und den jeder für sich allein vollziehen muss.“ Das Sterben und der Tod bündeln die Armut des Lebens. Da wird dem Menschen buchstäblich alles aus der Hand genommen. Der Tod ist nicht bloß ein Ereignis am Ende des Lebens. Nicht erst in Todesgefahr oder in sogenannten Grenzsituationen werden wir uns unserer Sterblichkeit bewusst. Es gibt Erfahrungen, in denen sich die Minderung des Lebens zeigt und das Sterben ankündigt: Nichtangenehmensein, Versagen im Beruf, Grenzen in der Leistungsfähigkeit, Misserfolg, Leiden, Krankheit, Enttäuschungen durch lieb gewordene Menschen, Zu-kurz-Kommen, notwendige Entscheidungen, die andere Möglichkeiten ausschließen, Mitsein mit schwierigen und belasteten Menschen, finanzielle Desaster, Zerschlagen von Ehen und Freundschaften, Überforderung, Tod von Freunden. Da kündigt sich an: Du musst selbst sterben. Und viele sind in der Kirche, in der Schule, in sozialen Berufen, aber auch in Politik und Kultur müde geworden. Nicht wenige sind intellektuell, psychisch und diszipliniert überfordert. Das geht an die innere Substanz. Die Brunnen sind ausgetrocknet, die Quellen sind versiegt, das Leben kennt keine Spannkraft mehr. Vitalität, Lebenskraft, Phantasie und Kreativität gehen verloren. Müdigkeit und Erschöpfung sind nicht dabei nur eine körperliche Erscheinung. Nach Simone Weil ist „das Niedrige: wohin die Müdigkeit einen führt.“¹⁰ Die Müdigkeit lässt die höhere Aufmerksamkeit absinken und begrenzt sie¹¹. Sie ist Zeichen der Sterblichkeit. Schließlich: „Der Tod wurde Müdigkeit.“¹²

Die Tatsache, dass ich sterben muss, ist etwas Unbegreifliches, etwas Absurdes. Gleichzeitig fungiert der Tod, der wie ein Damoklesschwert über uns schwebt, als Korrektiv; angesichts des Todes sollte das Leben möglichst intensiv gelebt werden. Als höchste Intensität bezeichnet der „gnadenlose Denker“ Jankélévitch erstaunlicherweise die Liebe. „Gewesen sein, gelebt und geliebt haben“ ist für ihn die einzige Strategie, um das Tremendum des Todes zu relativieren. „Geliebt haben und mehr nicht“ – dieses Erlebnis vermittelt den „ganzen Zauber eines geheimnisvollen Daseins“.

Solidarität mit den Toten?

Die Zeit heilt keine einzige Wunde, sie macht nichts ungeschehen, „sie tröstet nicht über das abgerissene Leben, sie ändert keine winzige Kleinigkeit am ungeheuren Nichts des Todes, sie gibt keine Antwort auf die Frage, warum das geschehen konnte, sie gleicht nichts aus, sie befreit das Gewissen nicht von dem Zusammenhang mit den Gewalttaten, sie ändert nichts an der Evidenz der Fakten, sie macht nicht von selbst weise, sie beweist nicht, dass jemand etwas gelernt hat, sie lässt sich nicht als Beleg für Erfahrung benützen, sie bringt keines der Opfer wieder, sie macht nichts wieder gut, sie liefert keinen Ersatz für die im Augenblick unersetzliche Liebe, sie macht aus fremdem Schaden nicht klug, sie liefert keinen Sinn für die Ereignisse in ihr, sie schließt den Prozess zwischen Schuld und Unschuld nicht ab, sie bietet

¹⁰ Simone Weil, Cahiers/ Aufzeichnungen 1. Bd. Hg. u. übers. Von E. Edl und W. Matz. Paris 1970, München-Wien o. J. 289.

¹¹ Simone Weil, Cahiers 1, 290.

¹² Simone Weil, Cahiers 1, 311-313.

kein unendlich dauerndes Alibi, sie erlaubt es nicht, das Geständnis der Tat auf die endlose Bank zu schieben, sie schützt nicht vor dem Urteil des Ewigen Richters.“¹³

„Habe ich Freunde unter den Toten?“, wie Max Frisch in seinen Tagebüchern einmal die Frage stellt. Wie steht es mit meiner Erinnerungskultur? Und welche Erinnerungskultur wünsche ich mir für mich selbst, wenn ich zu den Toten gehöre? Walter Benjamin sucht in seinen „Geschichtsphilosophischen Thesen“¹⁴ eine Weise des Umgangs mit der Geschichte, in der die Solidarität mit den Leidenden, Unterdrückten, Erschlagenen und Toten nicht aufgekündigt wird. Wenn durch das Eingedenken des Leids der Vergangenheit dieses zu einem un abgeschlossenen werden soll und die Leidenden, Opfer und Besiegten nicht bloß funktional auf den Fortschritt oder auf einen glücklichen Endzustand gedacht werden sollen, wenn es unmenschlich ist und einen Verrat an der universalen Solidarität bedeuten würde, dann muss letztlich ein Gott sein, der mit den Toten, Geschlagenen und Opfern durch die Macht der Auferweckung etwas anfangen kann. Aus dem Zu-Ende-Denken der Solidarität mit den Leidenden, den Opfern und den Toten kommt Metz mit Walter Benjamin zur Wirklichkeit Gottes. „Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen.“¹⁵

Das Gedenken an die Toten ist verbunden mit der Verweigerung, uns damit abzufinden, dass die Toten in alle Ewigkeit tot bleiben, die Besiegten besiegt und die Durchgekommenen und Erfolgreichen in alle Ewigkeit oben bleiben. Einen Menschen lieben, das heißt, zu ihm sagen: Du wirst nicht sterben (Gabriel Marcel)

In den Seligpreisungen fügt Jesus das Zerschlagene und die Zerschlagenen zusammen, holt er die Verlorenen heim, macht er die Kaputten lebendig, trocknet er die Tränen, gibt er den Toten Hoffnung. Oder: Werden die Toten lebendig, wenn wir zu Allerseelen eine Kerze anzünden? Rein rational, rein naturwissenschaftlich ist es nicht zu erklären. Und doch: es ist eine Energiezufuhr, wenn andere uns mögen, gernhaben, Lasten mittragen, uns den Rücken stärken, uns nicht aufgeben oder einfach da sind, dass wir nicht allein, nicht im Stich gelassen werden. Freunde gehören nach wie vor zu den wichtigsten Prioritäten von jungen Menschen: Freundschaft mit Menschen, Freundschaft mit Gott, Erfahrungen von Güte. „Eine ‚*Mindest-Utopie*‘ könne man verlangen, müsse man verwirklichen [...] – das ist ein Ausdruck, der [...] verdiente, in unser Vokabular, das alltägliche wie das politische, aufgenommen zu werden, nicht als Besitz, sondern als Stachel. Die Definition dieser Mindest-Utopie ist einfach, wirkt selbstverständlich (und ist doch keine Minimalforderung): *„Nicht im Stich zu lassen. Sich nicht und andere nicht. Und nicht im Stich gelassen zu werden.“*¹⁶

¹³ Aus den Meditationstexten von Gottfried Bachl in: Gottfried Bachl, Günter Rombold, Herbert Friedl: Auch Dinge haben ihre Tränen, Innsbruck 1988, 68-70.

¹⁴ Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze, Frankfurt a.M. 1965, 78-94.

¹⁵ Walter Benjamin, Geschichtsphilosophische These IX.

¹⁶ Elsbeth Pulver, Das Postulat der ‚Mindest-Utopie‘. Zu den neuen Aufsätzen von Hilde Domin, in: Schweizer Monatshefte. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur 62, 1982, H. 11, 974-979, 979; mit Bezug auf: Hilde Domin, Aber die Hoffnung. Autobiographisches aus und über Deutschland, Frankfurt a. M. 1993 (2006), 166-175: Humanität bei Lebzeiten – eine Utopie.

Das Fürbittgebet ist Ausdruck der Solidarität, der Hoffnung, der Verbundenheit der Menschen in Heil und Unheil, im Leben und im Tod. Wer für andere betet, schaut auf sie mit anderen Augen. Er begegnet ihnen anders. Ich bete für dich! Tun wir es füreinander, gerade dort, wo es Spannungen gibt, wo Beziehungen brüchig werden, wo Worte nichts mehr ausrichten, wenn der Tod uns voneinander trennt. Gottes Barmherzigkeit ist größer als unsere Ratlosigkeit und Trauer.

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz